



A. Schmidt

Gesammelte Abhandlungen

von

Dr. Alexander Schmidt.

Mit einer Lebensskizze

herausgegeben

von

Freunden des Verstorbenen.

Mit Alexander Schmidt's Bildnis.

Berlin.

Druck und Verlag von Georg Reimer.

1889.

Inhalt.

	Seite
Dr. Alexander Schmidt. Eine Lebensskizze	1
Voltaire's Verdienste um die Einführung Shakespeares in Frankreich	26
Essay on the Life and Dramatic Writings of Ben Jonson	84
Milton's dramatische Dichtungen	134
Ein Denkstein gesetzt den Manen des Dichters William Edmundstone Antoun	175
Zur Textkritik des „King Lear“	222
Quartos und Folio von Richard III.	253
Die ältesten Ausgaben des Sommernachtstraums	281
Zur Shakespeare'schen Textkritik	313
Walter Scott	343

Dr. Alexander Schmidt.

Eine Lebensskizze.

Alexander Schmidt wurde am 5. Dezember 1816 zu Kaschin in Rußland, Gouvernament Twer, von deutschen Eltern geboren. Der Vater hatte sich dem Studium der Geschichte zu widmen gewünscht, und seine Liebe für diese Wissenschaft hat er bis in seine greisen Jahre festgehalten, aber in Folge der geringen äußeren Aussichten, welche sie ihm, dem mittellosen jungen Mann, darbot, konnte er sie nur in der Weise befriedigen, daß er die besten Geschichtswerke zum Gegenstand seiner Lektüre wählte. Er entschied sich für die sicherer lohnende Medizin und ging, 19 Jahre alt, nach Kaschin, wo er als Arzt auf den großen Gütern eines reichen russischen Fürsten praktizierte. Dort heiratete er die Tochter des deutschen Verwalters, ein schönes, gutes und reiches Mädchen. Sch. sprach oft mit tiefer Rührung von der großen Hingebung, Nachsicht und Geduld, mit der seine Mutter die Kinder, welche im Laufe der Zeit aus der Ehe hervorgingen, behandelte.

Aus seiner frühesten Kindheit erinnerte er sich, daß er und sein älterer Bruder nach damaliger russischer Sitte rote Hüten, weiße Jacken und rote weite Hosen trugen und daher von den zahlreichen Truthähnen, die sich auf den Höfen umhertrieben, viel zu leiden hatten. Er war 2 $\frac{1}{2}$ Jahre alt, als die Eltern nach Preußen zu ziehn beschlossen, um den Kindern eine deutsche Bildung zukommen zu lassen. Von dieser Reise blieb ihm ein Unfall im Gedächtnis, der seinem Bruder leicht das Leben hätte kosten können. Die Familie fuhr in zwei Wagen, in dem, worin die Kinder waren, befand sich die russische Kinderfrau, um sie zu behüten. Da sie aber meistens betrunken war, konnte es geschehn,

daß, während sie neben einem tiefen Abhang fuhren, an den unmittelbar ein Teich stieß, plötzlich der Knabe aus dem Wagen fiel und den Abhang hinabrollte. Der Schrecken war groß, doch zum Glück hielt ein zufälliges Hindernis der Thalwand den Fall auf.

Nachdem die Familie kurze Zeit in dem Städtchen Schwep gewohnt, wurde der Vater Kreisphysikus in Preussisch-Eylau, wo er fast bis zu seinem Tode blieb. Hier lebte Schm. von seinem 5. bis 13. Jahre. Er war ein stilles, oft kränkliches Kind, verlebte aber diese Zeit herrlich und in Freuden, denn es wurde den Kindern die größte Freiheit gestattet. Schm. konnte es kaum erwarten, bis er ebenso wie die beiden älteren Brüder, die er täglich zur Stadtschule geleitete, dieser selbst übergeben wurde. Schon im fünften Lebensjahr wurde er ihr zugeführt; sie war freilich nicht der Art, daß sie den kindlichen Geist übermäßig anstrengte. Der gutmütige Rektor sandte bisweilen die Knaben in seinen Garten, um sich Pflaumen oder anderes Obst zu schütteln, ließ es auch zu, daß einer oder der andere in der Schulzeit sich hinauslich und in dem nahen Teiche ein Bad nahm. Schm. erinnerte sich, welche Freude es ihm als Knabe gemacht, im Frühling, wenn die Bäche mit reichlich sprudelndem Wasser gefüllt waren, ihren Lauf aufwärts zu verfolgen, bis er ihre Quelle gefunden; ein Vorspiel für seine reifen Jahre, wo er sich auch nicht beruhigen konnte, bevor er einer wissenschaftlichen Materie auf den Grund gekommen. Auf die Stadtschule folgten noch Privatstunden bei einem Prediger, die ihn soweit förderten, daß er mit 12 Jahren in die diesem Alter entsprechende Klasse des Friedrichskollegiums in Königsberg eintreten konnte. Hier wurde er zu dem Major von Madeweiß, einem Freunde des Vaters, in Pension gegeben, der ihn sehr lieb gewann. Seine ungewöhnlichen Gaben müssen sich schon damals kundgegeben haben, denn der Major sagte einmal: „Wenn der Junge nur halb so klug ist, wie er aussieht, so wird er es weit bringen.“ Warum er in seinen letzten Schuljahren aus dem Friedrichskollegium nach dem kneiphöfischen Gymnasium übersiedelte, ist nicht bekannt; jedenfalls hat ihn der Wechsel der Schule nicht aufgehalten. Seinen Kindern erzählte er, auf der Schule habe er nicht viel gearbeitet; es ging ihm eben alles leicht von der Hand. Um so mehr las er und

besonders Schiller, den er am meisten liebte, eignete er sich so an, daß er das Beste aus den Dichtungen seines Lieblings für Lebenszeit in seinem sicheren Gedächtnis bewahrte. Goethe stand ihm in zweiter Linie*); auch mit Shakespeare muß er sich schon damals befreundet haben.

Eine Schülerliebe fällt in diese Zeit, doch mag er sich gegen die jüngere Schwester, seine Vertraute, nicht dazu bekennen. Er schreibt: „Es hat mir ungemein viel Spaß gemacht, daß Du mich für schrecklich verliebt hältst. Ich sage Dir, ich bin jetzt so ungeheuer exaltiert, daß ich Verse machen muß, sonst fahre ich aus der Haut.

Al mein Denken, all mein Trachten,
 Al mein Hoffen, all mein Schmachten,
 Al mein Lieben, all mein Sehnen,
 Alle Seufzer, alle Thränen
 Richten sich auf sie, auf sie!
 Durch die Büsche, durch die Felber,
 Durch die Berge, durch die Wälder
 Flieh' ich, wenn ich will verzagen,
 Der Natur mein Leid zu klagen,
 Aber Ruhe find ich nie.“

Die Verse sind wahrscheinlich ein Impromptu.

Michael 1834 machte er sein Abiturientenexamen mit dem besten Erfolg. Kurz vor demselben schrieb er an die Schwester in tragischem Humor, dessen Wendungen an den Stil Shakespeares erinnern: „Sollte ich durchfallen, so wirst Du mich schwerlich im Leben wiedersehn, ich werde dann entweder recht weit in die Welt oder aus der Welt gehn; zum ersteren gehört ein Schiff, zum letzteren ein Griff.“ Und nach einem Tage der schriftlichen Prüfung: „Meine deutsche und griechische Arbeit hat den Herren beliebt gut zu finden, und ich will mich nicht bemühen es ihnen abjudisputieren. Meine Opera haben mir nie gefallen und wer-

*) Anders urteilte er als Mann. Er äußerte einmal, er würde es allenfalls begreifen, wenn es dereinst einem Dichter gelänge Schiller gleichzukommen, aber für ganz unmöglich halte er einen zweiten Goethe, denn Verse wie „Nur nicht lesen, immer singen Und ein jedes Blatt ist dein“ und „Die Scherben vor meinem Fenster Bethaut' ich mit Thränen, ach! Als ich an frühen Morgen Dir diese Blumen brach“ würden stets unnachahmbar bleiben.

den es in Ewigkeit nicht.“ Diese Neigung, seine Leistungen gering zu schätzen, ist ihm in der That bis ans Ende seines Lebens geblieben.

Mit schönen Kenntnissen ausgerüstet kam er auf die Universität und widmete sich dem Studium der alten Sprachen und der Geschichte. Er trat in eine Studentenverbindung ein und dies hatte die Folge, daß er, durch Geist und Wiß ein vortrefflicher Gesellschafter, für einige Zeit in den Strudel akademischer Freuden gerissen wurde und zwar die Kollegien regelmäßig besuchte, aber nur einen sehr geringen Teil der Mußezeit den Wissenschaften zuwandte. Er war kein Rauser, doch immer bereit, für seine Ehre oder die seiner Verbindung, deren Senior er bald geworden, auf Mensur zu treten. Er stimmte auch in den Ton seiner Umgebung ein, in welcher von wissenschaftlichen Dingen wenig gesprochen wurde; dennoch fühlte man, wie sehr er geistig den Kreis seiner Freunde überragte und einer derselben sagte: „Wenn einer von uns sich einen Namen macht, so wird es Schmidt sein.“

Uebrigens zog sich schon durch seine frischeste und heiterste Jugendzeit ein dunkler Faden, der nie geschwunden ist, ein gewisser Hang zum Schwarzsehen, woraus sich auch sein stetes Mißtrauen in die eigenen Arbeiten erklären mag. So quälte er sich als Student, obwohl von blühender Gesundheit, mit der Einbildung, er leide an einer gefährlichen Verschleimung, kaufte sich eine kleine Schrift über den Verlauf dieser Krankheit und meinte darin seinen Zustand durchaus wiederzuerkennen. Einmal, als ihm sein Auswurf verdächtig vorkam, hielt er sogar einen baldigen Tod an der Schwindsucht für gewiß und bereitete sich darauf durch die Lektüre des Platonischen Phädon vor. Höchst erfreut war er, als der Arzt, den er befragte, ihn auslachte, und trug die ganze Geschichte mit ergößlicher Komik den Freunden vor. Uebrigens zeigte er die größte Besonnenheit und den entschiedensten Mut, wenn er einer wirklichen Gefahr gegenüberstand.

Die lustige Zeit des akademischen Leichtsinns hörte nach wenig mehr als zwei Semestern auf. Als der Vater an den Major von Madeweiß einen bekümmerten Brief schrieb, worin er die Befürchtung aussprach, daß alle schönen Hoffnungen, die dieser Sohn in ihm erweckt hätte, doch nicht würden erfüllt werden, und der Major den Brief dem Sohne mittheilte, faßte dieser den Ent-

schluß, von nun an alle Zerstreuungen aufzugeben und seine volle Kraft dem Studium zuzuwenden. Er zog in eine der entlegensten Straßen der Stadt, und wenn er nicht im Kolleg war, saß er fast immer zu Hause bei den Büchern. Seitdem hat sein energischer Fleiß bis dicht vor seinem Hingang keine Pause gemacht.

Da der Vater bei einem nur mäßigen Einkommen sieben Kinder zu erziehen hatte, erklärte er dem 20jährigen Studenten, daß er zu seinem Unterhalt nichts mehr beizutragen vermöge. So fiel die Zeit ernster Arbeit zusammen mit peinlichen Sorgen, Sorgen, die ihm oft zu schwer zu werden schienen. Er mußte sich kümmerlich mit kleinen Stipendien und Privatstunden durchzuschlagen suchen. Seinen Kindern erzählte er später: „Wie oft aß ich abends nur ein Stückchen trocken Brot!“ Es war wohl eine Folge solcher Entbehrungen, daß er sich einmal ganz kraftlos fühlte und an die Eltern schrieb, er werde nach Hause kommen, um da zu sterben. Doch dank der Küche seiner guten Mutter gewann er wieder Mut und Lebenskraft.

1838 machte er mit Auszeichnung sein Doktorexamen; er hätte es nicht gekonnt, wenn nicht ein Privatgelehrter in Gplau, der ihn sehr schätzte, 100 Thaler zu den Kosten der Promotion und anderen notwendigen Ausgaben vorgestreckt hätte. 1840 folgte dann das Oberlehrerexamen, nach welchem ihm die unbedingte Lehrfähigkeit für eine ungewöhnlich große Zahl von Fächern zugesprochen wurde. Als er schon lange Direktor und als einer der bedeutendsten Shakespearforscher anerkannt war, scherzte er bisweilen darüber, daß er gerade in den beiden Fächern Deutsch und Englisch, in welchen er vorzugsweise — und dürfen wir hinzusetzen, mit hervorragender Meisterschaft — unterrichtete, keine Lehrfähigkeit erworben habe und daher im Grunde gar nicht dazu berechtigt sei.

Ostern 1840 wurde er als Hilfslehrer an die St. Petrischule in Danzig berufen, 1842 definitiv angestellt. Sein Gehalt war gering, er mußte mit literarischen Arbeiten dem Mangel abhelfen, doch sieht man keiner derselben an, daß die äußere Not auf ihr Entstehen Einfluß gehabt, jede hat ihren inneren Wert. 1849 verheiratete er sich mit der 18jährigen Tochter des dortigen Medicinalrat Schaper. Das junge Paar hatte in den ersten Jahren

oft mit Sorgen zu kämpfen. Das Geld war knapp, und Schm. hütete sich Schulden zu machen, denn er erinnerte sich aus der Zeit der Not in Königsberg, welche Angst ihn überfallen hatte, wenn der Termin der Rückzahlung nahte und er seinem Gläubiger nicht gerecht werden konnte. Er darbt daher lieber und suchte die ängstliche Frau, wenn sie ihm ihre Not klagte, zu beruhigen. Aber wie freute er sich auch, wenn er ihr unerwartet einen Thaler übergeben konnte, den eine Prüfung ihm eingebracht, und triumphierend rief er aus: „Siehst Du, der alte Gott lebt noch!“

1854 eröffnete sich Aussicht auf eine bessere Stellung. In Königsberg war der Direktor der städtischen höheren Bürgerschule (Realschule erster Ordnung) gestorben und die Stelle wurde ausgeschrieben. Schm. meldete sich dazu und der Magistrat wählte ihn als den besten unter den Bewerbern. Allein er mußte noch ein ganzes Jahr warten, bis die königliche Behörde seine Wahl bestätigte. Man behauptete in Danzig, er habe 1848 politische Gesinnungen gezeigt, die ihn einer staatlichen Begünstigung unwert machten. Wie wenig Grund die Denunciation hatte, welche der Anlaß dieses Mißtrauens war, beweist ein Brief aus dem Jahre 1848 an seine Schwester. Er schreibt darin: „Wenn die ganze Welt so aus den Fugen ist wie heutzutage, klammern wir uns mit verdoppelter Innigkeit an die Verbindungen an, welche kein Sturm der Zeiten wankend zu machen im Stande ist, und wir erkennen es mit Freuden, daß die höheren Gesetze der Sittlichkeit, welche im Getreibe der öffentlichen Parteiwut verloren zu gehn drohen, in der Stille des Privatlebens ein verborgenes, aber wirksames Dasein fortsetzen. Was mich betrifft, so wird es Dir nicht schwer werden, noch einen speziellen Grund zu finden, der mich gerade jetzt für die gemüthliche Seite des Lebens empfindlicher macht als sonst.“ Er hatte sich vor kurzem verlobt, und man wird zugeben, daß in diesem Briefe alles andere eher als die Sprache eines Aufwieglers zu erkennen ist. Das Gran von Thatsache, was ihm verderblich zu werden drohte, war dies. Einer von seinen Kollegen gab ein „Bürgerblatt“ heraus, wozu auch er einige Beiträge lieferte. Wenn Schm. eine literarische Arbeit für arg verfehlt hielt, so neigte seine Feder stets zu einem spitzen, bisweilen sogar derben Stil. So hatte er die damals erschienene „Reformationsgeschichte“ eines hochstehenden Geistlichen

in Danzig eine Quartanerarbeit genannt, mochte aber vielleicht in anderen Beiträgen zur Bürgerzeitung bisweilen auch das politische Gebiet mehr oder weniger, doch sicher nicht in auffälliger Weise gestreift haben. Als nun die Regierung ihr Gutachten über den Kandidaten für das Königsberger Direktorat abzugeben hatte, soll, wie man damals erzählte, ein Regierungsrat sich jener literarischen Sünden erinnert und dies im Kollegium zu Bedenken Anlaß gegeben haben. Schm. hatte indessen auch angefehene Freunde in Danzig, die zu seinen Gunsten sprachen, und als der Leiter des höheren Schulwesens, Geheimrat L. Wiese, welcher ein scharfes Auge für Lehrertüchtigkeit hatte, zu einer Revision hinkam und einigen Unterrichtsstunden Schm.'s beimohnte, erfolgte alsbald die Bestätigung. Doch mag diese wohl von einer Verwarnung begleitet gewesen sein, denn als er nach Königsberg kam, hütete er sich fast ängstlich für liberale Unternehmungen oder Personen Sympathie blicken zu lassen. Seine Vorsicht war übertrieben, aber man muß erwägen, daß in jener Zeit blühender Reaktion auch eine unschuldige Abweichung von den Wegen der Regierung leicht strenge Ahndung erfuhr, und Schm. überdies infolge seiner Neigung zum Schwarzsehen die Gefahr sich noch größer vorstellte, als sie in Wirklichkeit war. Doch allem reaktionären Treiben blieb er nach wie vor abhold, seine politische Farbe war und blieb gemäßigt liberal und nie hat er um äußere Ehren gebuhlt. Die Lauterkeit seines Charakters bewahrte ihn davor.

1869 erhielt er den roten Adlerorden vierter Klasse. Sein Freund, der liberale Wilhelm Herzberg, gratulierte ihm dazu, wahrscheinlich in einem munteren Gedicht, wofür er ein liebenswürdiges Talent hatte. Schm. antwortete mit folgenden Strophen:

Wie ward mir? wach seltsames Behagen?
Aufwärts im Flug, und doch in sel'ger Ruh,
Zum vierten roten Himmel will mich's tragen?
Du erst noch Staub, und das verdienstest du?
Still steht der Kopf — das brauch' ich nicht zu sagen —
Ein Wonneschwindel schließt das Auge zu;
Wie nenn' ich dies Empfinden? dieses Freuen?
Mir ist so wohl als wie zehntausend — Engeln.

Woß ist der Ruf, der unten tief ertönte?
Er schickt die Huld'gung mir der Welt empor;

Den Frühlingsvogelschrei, den der Bekrönte
 Vernimmt mit spiß und immer spißerm Ohr;
 Weß ist die Stimme, die so lustig dröhnte,
 Voraus dem ganzen Gratulantenchor?
 Ich schau hinab, — Freund, dich, dich muß ich sehen
 Mit reinlichen Knopflöchern unten stehen?

Unglaublich fast! In unserm Dichterwalde
 Hauptkprosser du! Ich dachte: hat ihn schon!
 O warte, warte nur! denn halbe, halbe
 Rafft er auch dich mit Haut und Haar davon.
 Im Sumpf nicht bloß, er aast auch auf der Halbe,
 Der Kar, fliegt links wie rechts, sich selbst zum Hohn.
 Ja, mag es auch zum Lächeln dich bewegen,
 Ich fühle wirklich Frühlingsluft sich regen. —

Glaub' es auf Freundeswort, ich habe nimmer
 Nach diesem Asterlohn den Blick gekehrt;
 Nie hab' ich mich verleugnet, habe immer
 Das gute Recht mehr als die Macht geehrt;
 Nach Ehren nicht und ihrem falschen Schimmer,
 Nach Ehre nur zu streben hielt ich wert;
 Welch Kreuz mir auch zu tragen ist geworden,
 Ich bleib' ein treues Glied vom Geister-Orden.

Es klingt, als ob Schm. jede äußerliche Anerkennung verachtet hätte, aber genauer besehn liegt der Accent auf der letzten Strophe, dem Unterschied zwischen Ehrenzeichen und innerer Mannesehre, das Vorausgehende ist nur eine etwas mutwillige, von bestem Humor zeugende Einleitung dazu. Als er später die dritte Klasse des Ordens erhielt, sprach er sogar seine Freude darüber aus.

Schm. hat, wie jeder tüchtige Mann, sein Leben lang aufs eifrigste nach Ehre gestrebt, aber in zwei Beziehungen unterschied er sich von den meisten Ehrgeizigen. Er stellte sehr hohe Anforderungen an sich und glaubte nicht eher Ehre verdient zu haben, als bis urteilsfähige Richter ihm ihren Beifall gezollt hatten. Und dann — er hat eine Anerkennung, die er erfahren, nie zu verbreiten gesucht, selbst seine Freunde konnten meistens nur durch andere davon Kenntniss erhalten. Freilich war er in seinen Anforderungen an andere ebenso streng als gegen sich und daher war seine schriftliche wie mündliche Polemik nicht selten verlegend. Ein Freund sagte ihm einmal, als er im Gespräch in verben

Worten von ihm abgeführt war, er scheine den durch seine Grobheit verkrüppelten Samuel Johnson sich zum Muster gewählt zu haben. Schm. stupte und sah aus, als ob es ihm leid thäte. Aber zu einer merklichen Aenderung des Tons konnte er sich nicht entschließen. —

Schm. hat 30 Jahre lang dem löbenichtischen Realgymnasium vorgestanden und in dieser Zeit nicht nur den Geist seiner Schüler in fruchtbarer Weise gefördert, sondern auch auf ihr Thun und Denken den besten Einfluß geübt. Einer von seinen ältesten Schülern hat einmal kurz und treffend bezeichnet, wodurch er sich ein so achtungs- und liebevolles Andenken in den Herzen seiner Zöglinge gestiftet: seine reine Humanität und aufopfernde Pflichttreue. Er hatte ein hohes Maß von Achtung vor der Jugend und ließ ihr soviel Freiheit, als er irgend verantworten konnte. Entschiedene Ungezogenheit wurde in seiner Schule ebenso geahndet wie in anderen, aber einige Lehrer — freilich ohne bei der Mehrzahl der Kollegen Anklang zu finden — tadelten, daß die Zügel der Disciplin nicht scharf genug angezogen würden. Z. B. in den großen Pausen durften die Knaben auf dem Erholungsplatz, der dicht an einem von zahlreichen Käufern und Verkäufern frequentierten Markte liegt, sich balgen und im Winter mit Schneebällen werfen, wobei bisweilen ein aufsichtsführender Lehrer oder auch ein Vorübergehender getroffen wurde. Als einmal ein Lehrer von einer kleinen Prügelei Anzeige machte, sagte Schm.: „Mein Gott, wissen Sie denn nicht, daß Jungen miteinander balgen müssen?“ Auch damit gab er Anstoß, daß er mehr, als meistens üblich, geneigt war, Klagen der Schüler über einen Lehrer aufzunehmen, unparteiisch zu prüfen und, wenn sie ihm begründet erschienen, ihnen offen Recht zu geben und dem Lehrer Mitteilung davon zu machen. Einen Lehrer, der einen Schüler geschlagen, warnte er: „Nehmen Sie sich in Acht; wenn eine Beschwerde bei mir eingeht, kann ich Sie nicht in Schutz nehmen.“ Einmal war ein Knabe, auf den der Verdacht gefallen, sich irgend ein kleines Wertstück eines andern heimlich zugeeignet zu haben, nach Schluß der Schule zurückbehalten, ihm die Taschen umgekehrt und sogar die Stiefel ausgezogen, doch das Vermißte nicht gefunden. Als dessen Pensionsvater sich darüber beschwerte, war Schm. sehr erregt und hielt dem Lehrer vor: „Wie kommen Sie

dazu, mit dem Knaben eine so entehrende Untersuchung vorzunehmen und ihn wie einen Verbrecher zu behandeln?“ Er selbst verzieh er eine Uebereilung am wenigsten. Als er noch in Danzig war, entschlüpfte ihm einmal einem Sekundaner gegenüber ein Schimpfwort. Der Schüler war fest genug zu sagen: „Herr Oberlehrer, schimpfen Sie mich nicht!“ worauf Schm. antwortete: „Sie haben ganz recht, es soll nicht wieder geschehn.“*) Seitdem kam kein entehrendes Wort mehr über seine Lippen, obwohl er seiner Natur nach zu Heftigkeit geneigt war. Er liebte die Jugend und war gern unter ihr. 1876 war er durch eine Knochenhautentzündung an der Hand mehrere Monate lang am Gehen gehindert, aber sobald er sich mit Hilfe von zwei Krücken fortbewegen konnte, humpelte er, von einem Lehrer vor und einem hinter ihm begleitet, die Treppe zu den Klassenzimmern hinunter.

Dieselbe Humanität wie die Knaben erfuhren auch die Lehrer. Er kam ihren Wünschen gern nach und unterließ es nie, wenn er einem von ihnen Unrecht gethan zu haben glaubte, dies im Beisein anderer einzugestehen und ihn um Entschuldigung zu bitten. Einem pflichtvergeffenen Lehrer konnte er die Strenge des Direktors zeigen, übrigens aber stand er stets in freundlichstem Verkehr mit den Kollegen, sodaß er je länger je mehr die Liebe und Hochachtung aller im vollsten Maße besaß.

Ob eine so zarte Behandlung der Jugend, wie Schm. sie übte, allgemein zu empfehlen wäre, mag dahingestellt bleiben, doch in seiner Schule sind übele Folgen davon nicht hervorgetreten. Der Grund liegt wohl darin, daß seine Persönlichkeit auf Lehrer und Schüler einen stillen, aber mächtigen Einfluß übte und die Quellen von Roheit und Ungehörigkeit in der Jugend allmählich zum Verfliegen brachte. Ein ehemaliger Schüler sagte nach Schm.'s Tode zu den Töchtern: „Ihr Vater lenkte die Schule mit den Augen.“

Als er ein Vierteljahrhundert Direktor gewesen, vereinigten sich alle Generationen der früheren Schüler mit dem Lehrerkollegium, um ihm ihre Verehrung durch eine Feier, wie sie bis dahin in Königsberg nicht vorgekommen, kundzugeben, wobei denn auch eine Adresse überreicht wurde. Dergleichen Adressen erwecken

*) Ein Sextaner in Danzig rühmte von ihm: Der Oberlehrer Schmidt nimmt immer den Hut vor mir ab.

bisweilen mit Recht den Verdacht, daß die Verdienste des Gezeierten darin durch ein Vergrößerungsglas beschaut werden. Aber wer dem Feste beiwohnte und die Stimmung der Gesellschaft aufmerksam beobachtete, konnte erkennen, daß die Adresse, obwohl sehr warm gehalten, lediglich aussprach, was in den Herzen lebendig war. Der Verfasser war eine Reihe von Jahren Schm.'s Schüler und dann fast ebenso lange sein Kollege gewesen. Den Kern der Ansprache teilen wir mit, es heißt darin: „So tief verpflichtet kann kein anderer Ihnen sein, der nicht gleich uns eine Mitgabe für das ganze Leben von Ihnen erhalten hat. Ihnen verdanken wir es, wenn wir an selbständiger Arbeit Gefallen und Befriedigung finden, denn Ihr freundliches Eingehen auf die schwächsten Leistungen erweckte Selbstvertrauen in uns und gab uns Hoffnung auch Höheres erreichen zu können. Sie haben uns gelehrt, auch im schwierigsten Berufe sich glücklich zu fühlen durch vollständiges Aufgehen in der Arbeit für denselben; an Ihnen haben wir schätzen gelernt die wunderbare Verbindung von peinlichster, rücksichtsloser Strenge gegen sich selbst mit freundlicher Milde gegen andere, und Ihrem unermüdblichen stets geduldigem Arbeiten an uns verdanken wir es, wenn aus der Thorheit der Jugend sich allmählich in uns das Gefühl für Pflicht entwickelte.“—

Im Laufe seines Ehelebens traf ihn mancher bittere Schmerz, denn von sechs Kindern, welche geboren wurden, starben drei früh dahin. Besonders der Tod eines Töchterchens, das er den Sonnenschein seines Hauses nannte, versetzte ihn in tiefe Trauer. Davon abgesehen war seine Ehe, das Leben mit Frau und Kindern ein sehr glückliches. Die Gattin, außerordentlich streng erzogen, war, obwohl schwächlich, peinlich pflichtgetreu und arbeitssam. Als die Töchter herangewachsen, erschien ihnen die Mutter als ein Wunder von unermüdblicher Thätigkeit und Aufopferungsfähigkeit. Zu ihrem Manne sah sie in schwärmerischer Liebe und Verehrung auf, und es war ihr ein schrecklicher Gedanke, daß er vielleicht vor ihr sterben könnte; dieser Schmerz wurde ihr erspart, sie starb vier Jahre vor dem Gatten. Jede Mühe, jeden Verdruß suchte sie ihm fernzuhalten, er sollte nur der Wissenschaft leben und seine Familie ihm in den Mußestunden nur Freude bereiten, sie allein leitete die Wirtschaft und die Erziehung der Kinder. Die Töchter können sich nicht erinnern, je ein strenges

Wort von ihm gehört zu haben. Doch stößte er ihnen durch sein ruhiges, liebeiches und geistvolles Wesen den größten Respekt ein und keine hätte es über sich gebracht, irgend etwas gegen seinen Willen zu thun, und so leitete im Grunde doch er die ganze Häuslichkeit.

Bevor schwere Krankheit ihn heimsuchte, war seine Tagesordnung diese: Im Winter wie im Sommer stand er pünktlich um 4 Uhr morgens auf. Es kam manchmal vor, daß die Töchter, wenn sie spät in der Nacht von einer Tanzgesellschaft kamen, schon die Lampe im Arbeitszimmer des Vaters brennen sahen. Von 4 bis 8 arbeitete er für sich, der Vormittag war der Schule gewidmet, nachmittags war er wieder bei seiner Arbeit. Dann machte er einen Spaziergang und besuchte ein Gasthaus, in früherer Zeit, um mit Freunden, die sich da zusammenfanden, zu plaudern, später die Zeitungen zu lesen. Wenn er nicht eine Gesellschaft zu besuchen hatte, was er so wenig wie möglich that, ging er um 9 Uhr zu Bett. Ein, wie es scheint, ganz besetzter Tag, so daß ein junger Amerikaner, der 7 Jahre lang bei ihm in Pension war, einmal sagte: „Der Onkel ist nur bei Tische genießbar.“ Es fanden sich indessen doch noch Stunden, wo er sich der Familie widmete, der er dann bisweilen ein Drama vorlas. Er las sehr schön, ganz ohne Effekthascherei, in der Weise, wie ein mit der Dichtung vertrauter und für jede Wendung des Textes empfindlicher Verehrer des Dichters es sich im Stillen denkt. Aber es kam selten zu einem solchen Genuß, denn er wurde davon stark aufgeregt. Besonders ergreifend las er den König Lear und mit trefflichem Humor die Falstaffscenen. Seine beste Erholung fand er in einem Sommeraufenthalt während der großen Ferien, meistens an der See. Eigenhändig packte er dann das Porzellan ein, und die Familie glaubte, daß es nur so die Reise sicher überstehn würde. Und wenn es dann endlich zur Abfahrt kam und er sich im Freien befand, sang er ein lustiges Lied nach dem andern. —

Nach dieser Schilderung von Schm.'s amtlichem und Privatleben versuchen wir nun seine Verdienste als Gelehrter zu würdigen. Außer einigen Schulbüchern, die er in Danzig verfaßte, beziehen sich alle seine Arbeiten auf die englische Literatur oder Philologie.

In seinem Nachlaß finden sich mehrere starke Hefte mit Uebertragungen von englischen Gedichten, die, nach der sehr verschiedenen Schwärze der Tinte zu schließen, theils in seine Jugendjahre theils in das spätere Alter fallen. Er hatte Freude daran, da es ihm leicht wurde und er sich wohl auch bewußt war, daß er seinen Aufgaben mit gutem Geschmacd gerecht wurde. Im Druck erschienen: „Lalla Rookh von Thomas Moore, 2. Auflage, 1876.“ *) „Miltons Comus (in dem Vortrag Milton's dramatische Dichtungen 1864)“. „Lieder der schottischen Cavaliere, ein Denkstein, gesetzt den Manen des Dichters William Edmondstone Aytoun (Programm 1866)“. „Macaulay, Lieder des alten Rom. 1853“. Auch einige Essays von Macaulay hat er übersezt, von welchen ein gelehrter, aber des Englischen nicht kundiger Freund sagte: „Nun kann ich mir vorstellen, warum die Engländer M.'s Prosa so rühmen.“ In Danzig hat sich Schm. auch an einer Uebersetzung des Othello versucht, dessen Verdeutschung durch L. Tied ihm durchaus nicht Genüge that. Doch als er die eigene Arbeit näher prüfte, glaubte er es nicht besser gemacht zu haben, und sie mag wohl ins Feuer gewandert sein, denn in seinem Nachlaß hat sich nichts davon gefunden.**)

Die ersten Kenntnisse im Englischen empfing er nicht aus den saubersten Händen. Einen Lektor für diese Sprache gab es an der Königsberger Universität noch nicht; wer sie lernen wollte, mußte sich an einen gebildeten Kaufmann wenden, dessen Stunden aber teuer waren. So verabredete sich Schm. 1836 mit einem Studiengenossen, welcher in ebenso kümmerlichen Verhältnissen wie er lebte, bei einem arg heruntergekommenen, dem Trunk ergebenen Kommiss für ein geringes Stunden zu nehmen. Dieser verdankte sein Englisch einem vieljährigen Aufenthalt in London, wo er sich eine gewisse, für den bürgerlichen Verkehr ausreichende Fertigkeit darin erworben hatte. Nachdem die Schüler sich mit seiner Hilfe durch den Vicar of Wakefield hindurchgearbeitet, schlug Schm. sofort vor, sich an den King Lear zu wagen. Zum Verständniß des Stückes konnte der ungebildete

*) Gegen R. Lenzner äußerte er, er habe das Gedicht nur übersezt, weil die Behauptung aufgestellt war, es sei nicht zu übersezen.

**) Der Vortrag „W. Scott, 1861“ giebt nicht die Biographie, sondern eine anziehende Charakteristik des Dichters. .

Lehrer freilich wenig beitragen, dieß mußten die Schüler, soviel sie vermochten, sich selbst eröffnen, doch war er zur Befestigung in der Aussprache immerhin noch unentbehrlich. Nach wenigen Wochen konnte Schm. bereits einen englischen Brief an den Freund schreiben, der diesem nicht bloß verständlich war, sondern auch korrekt und sogar elegant erschien. Später, in Danzig, hat dann Schm. noch Gelegenheit gesucht, sich durch Conversation mit englischen Kaufleuten oder Schiffskapitänen im Sprechen zu üben, doch seine feine und tiefe Kenntniss des Englischen hat er lediglich durch Selbststudium gewonnen.

Was ihn zum Englischen hinzog, mochte wohl von Hause aus die Bewunderung für Shakespeare sein, jedenfalls sind diesem seine durch mehr als vierzig Jahre fortgesetzten Studien fast ausnahmslos zugewandt. Die erste Frucht seiner Beschäftigung mit dem Dichter war das 1842 erschienene Buch „Sachklärende Anmerkungen zu Sh.'s Dramen“. Er selbst hielt nicht viel davon und entschuldigte gewissermaßen die Veröffentlichung dieser Schrift mit seiner bedrängten Lage in jener Zeit. Aber bei dem damaligen Stande der Sh.-Erklärung war das Buch eine sehr willkommene Erscheinung. Hier werden alle brauchbaren Anmerkungen der alten englischen Erklärer zusammengestellt, die Quellen der einzelnen Dramen mehr oder weniger ausführlich mitgeteilt und die literarische Geschichte derselben besprochen. Die durch 16 Seiten gehende Vorrede erweist den Verfasser als vortrefflichen Stilisten in seiner Muttersprache und zeugt in den Angriffen gegen L. Tieck, welcher damals nach A. W. v. Schlegel als der beste Kenner Sh.'s galt, von einem bedeutendem Talent für scharfe und geistreiche Polemik. Heutzutage werden wohl alle Ausstellungen, welche Schm. darin Tieck gegenüber vorbringt, als berechtigt anerkannt.

Nachdem er sich eine umfassende Belesenheit in der englischen Literatur erworben, schrieb er 1847 die Programmabhandlung „Essay on the Life and dramatic Writings of Ben Jonson.“ So wertvoll die Biographie sein mag, am anziehendsten sind doch die Abschnitte, wo Schm. auf seinen Lieblingsheros zu sprechen kommt. Einige schöne Seiten werden der Schilderung des historischen Bodens, auf dem Sh. erwuchs, des „goldenen Alters von Alt-England“ während der Regierung der Königin Elisabeth

gewidmet, wo sich so viele Umstände vereinigten, um einem Gente wie Sh.'s die reichste und glücklichste Entwicklung zu gewähren. Ebenso lebendig ist ein in warmen Farben entworfenes Bild von der wunderbaren Dichternatur seines Heros, wie es sich auf Grund eines liebevollen Studiums in ihm gestaltet hatte.

1856 war in Brüssel ein Buch von Albert Lacroix erschienen, die „Histoire de l'influence de Sh. sur le théâtre français“, worin das Verdienst Voltaire's um die Einführung Sh.'s in Frankreich eine sehr eingehende Behandlung erfährt. Schm. nennt die Schrift eine reichhaltige, war aber überzeugt, daß Lacroix's darin ausgesprochene Auffassung eine unrichtige sei, und wünschte dies gründlich zu erweisen. Zu solchem Zwecke las er zunächst sämtliche 70 Bände der Gothaischen Ausgabe von W.'s Werken, für seinen Zweck brauchbares Material fand sich indeß, wie die reichlichen Citate ergeben, nur in 32 Bänden. 1864 erfolgte dann die Programmabhandlung „W.'s Verdienste um die Einführung Sh.'s in Frankreich“. Hier beleuchtet er die mehrfach wechselnden Phasen im Verhalten W.'s gegenüber Sh. Ein volles Verständnis für den englischen Dichter hat W. nie gehabt. Eine Zeit lang nennt er die Dramen „glänzende Ungeheuer“, dann findet er sich genügt, lange Stellen, ohne die Quelle zu nennen, in seine eigenen Tragödien zu verpflanzen, und als die Franzosen ohne sein Zuthun an Sh. Gefallen zu finden begannen, war er über diesen Ungeschmack vor Wut außer sich und beklagte, daß er es gewesen, welcher ihnen „einige Perlen gezeigt, die er auf einem großen Misthaufen gefunden“, ruft einmal sogar aus „O dieser Sh.! Er war doch nichts als ein garstiger Affe! (vilain singe)“. Das Resultat der Untersuchung ist also, daß W. höchstens wider seine Absicht die Aufmerksamkeit der Franzosen auf Sh. hingelenkt habe. —

Allmählich reifte in ihm der kühne Gedanke, ein absolut vollständiges Sh.-Lexikon zu unternehmen; denn er hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß das Verständnis Sh.'s erhebliche Fortschritte nur dann machen würde, wenn man ein zuverlässiges Hilfsmittel besäße, den Dichter aus sich selbst zu erklären. Die mannigfachen und großen Schwierigkeiten, welche die Ausarbeitung eines solchen Lexikons bieten würde, sah er klar voraus und machte daher einem Freunde den Vorschlag, sich mit ihm in

die Arbeit zu teilen. Aber zum Glück für beide war dieser klug genug, im Bewußtsein seines Unvermögens den Antrag abzulehnen, und so nahm Schm. die kolossale Last ganz und gar auf die eigenen Schultern. Die Frage, ob er den Text des Lexikons deutsch oder englisch schreiben solle, war bald entschieden. Er wählte das Schwerere, denn er war gewiß, daß die deutschen Sh.-Forscher durch die Sprache des Dichters an der Benützung des Lexikons nicht würden behindert werden, während den meisten englischen die Kenntnis des Deutschen abgehe.

9 Jahre hindurch, 1864—73, hat er mit dem beharrlichsten Fleiß an der gestellten Aufgabe gearbeitet. Gleichwohl fand er noch Zeit, sich an der neuen von der deutschen Sh.-Gesellschaft veranstalteten Ausgabe der Schlegel-Liedchen Uebersetzung (1867—71) in hervorragendem Maße zu beteiligen. Von den 36 Dramen wurde die Bearbeitung des größten Teils, nämlich 22, in seine Hände gelegt. Michael Bernays sagt über sein Verfahren unter anderem: „Was er an diesen 22 Stücken leistete, mag allen zum Muster dienen, welche sich zur Verbesserung anerkannter Werke der Uebersetzungskunst berufen fühlen. Sein Verfahren erscheint nicht minder behutsam als streng. Er verbessert nur da, wo Schlegel selbst hätte verbessern müssen, wenn dieser in den Vollbesitz der wissenschaftlichen Hilfsmittel gelangt wäre, die uns jetzt erreichbar sind.“

Der erste Band des Lexikons erschien 1874, der zweite 1875 (Berlin, Georg Reimer — London, Williams and Norgate). Es fehlte nicht an ein paar englischen Splitterrichtern, die an dem Werke mäkelten. Die Saturday Review sprach von des Verfassers pretensions und ein anderer Kritiker von seiner impudenc, Engländer über Sh.schen Sprachgebrauch belehren zu wollen, und verwies ihn an sein washerwoman. Leider war Schm. nur allzu leicht geneigt solchen abfälligen Urteilen Recht zu geben. An seinen Freund Mr. Boyle schrieb er: „Englisch Geschriebenes zu veröffentlichen, ehe ich es einem geborenen Engländer zur Prüfung vorgelegt, davor habe ich eine wahre Heidenangst, namentlich nach den Erfahrungen, die ich mit meinem Lexikon gemacht, wo mir handgreifliche Sprachverstöße, die ich sonst meinen Schülern dic anstrich, erst auffielen, als ich sie gedruckt vor mir sah.“ Mit diesem Brief übersandte er dem Freunde seinen Entwurf zu

den englischen Vorreden des zweiten Teils. Boyle fand 3 kleine Versehen gegen das klassische Englisch, schrieb ihm aber zugleich: „Erlauben Sie mir zu bemerken, daß diese ebenso gut auch aus der Feder eines geborenen Engländers hätten kommen können. Sie werden mich hoffentlich nicht fähig glauben, Ihnen ein billiges Kompliment zu machen, wenn ich sage, daß Ihre Vorreden vollkommen englisch und in fließendem Stil geschrieben sind. Sie haben Ihr Ohr an der Quelle des reinsten Englisch gebildet, und wenn Sie etwas schreiben, was Ihnen die strengste Probe nicht zu bestehen scheint, seien Sie überzeugt, daß es kein erheblicher Fehler ist. Was jene kleinen Fehler im Lexikon betrifft, so möchte ich wohl das englische Buch sehn, in welchem nicht mehr und schlimmere Versehen vorkommen. Mein Freund, Mr. Goodlet, der des Deutschen nicht mächtig ist, muß ein noch empfindlicheres Ohr für dergleichen haben, aber er sagt, daß ihm in der Sprache des Lexikons nichts aufgestoßen sei, was er für unenglisch halte.“ —

Mit Zittern und Jagen erwartete Schm. die Aufnahme, welche sein Werk finden würde, und war hocherfreut, als ihm bald in den Urteilen darüber ein voller Chor bewundernder Anerkennung entgegen tönte. Als er den ersten Band an Max Müller in London übersandte, schrieb ihm dieser: „In England findet Ihr Werk allgemeine Anerkennung, obgleich man sich doch im Stillen schämt, daß es nicht von einem Engländer gemacht ist.“ Dieses sehr verzeihliche Gefühl leistet um so mehr Bürgschaft für die aufrichtige Wärme, mit welcher das Buch in England empfangen wurde. Auffallend ist in den englischen Urteilen die mehrmals ausgesprochene Meinung, daß sich in der Heimat des Dichters für ein Werk wie dieses Sch.-Lexikon schwerlich ein Buchhändler gefunden hätte, der geneigt gewesen wäre es in Verlag zu nehmen.

Unter den zahlreichen deutschen und englischen Beurteilungen, die uns vorliegen, trifft man oft auf solche, welche die höchste Bewunderung für das Werk und seinen Verfasser kundgeben. Mehrfach wird es ein $\alpha\tau\tau\mu\alpha \acute{\epsilon}\varsigma \acute{\alpha}\epsilon\iota$, ein opus aere perennius genannt, was W. Herzberg ausführlicher in einer Briefstelle ausspricht: „In Bezug auf Deine Meisterarbeit kannst Du trotz aller Mängel, die Du darin zu finden meinst, ganz ruhig sein. Es wird Dich durch die Jahrhunderte tragen und keiner macht Dir's nach.“

Zwei gelehrte Körperschaften bezeugten Schm. gleichfalls ihre Hochachtung. Die philosophische Fakultät der Königsberger Universität bewies ihm ihre Anerkennung, indem sie in Ermangelung anderer Zeichen derselben ihm ihre Glückwünsche zur Vollendung seines Werks in einer Adresse darbrachte, es als „ein außergewöhnliches Ereignis“ rühmte und dies des weiteren in folgender Weise motivierte: „Für das Verständnis und die Erforschung eines der größten Dichter aller Zeiten haben Sie durch Ihr umfangreiches Werk, welches nur durch die aufopferndste Hingabe, rastlosen und unermüdblichen Fleiß und vor allem umfassende Sachkenntnis durchgeführt werden konnte, endlich eine bisher noch fehlende zuverlässige Basis geschaffen und damit zugleich der jungen zum Teil noch auf unsicheren Grundlagen fußenden Wissenschaft des englischen Sprachstudiums den wichtigsten Dienst geleistet.“

Bald nach dieser Anerkennung in seiner Heimat erhielt er eine ähnliche aus weiter Ferne. Die Harvard University in Cambridge (Massachusetts U. S.) verlieh ihm das Diplom eines Ehrendoktors der Jurisprudenz (Doctor of Laws). Das Diplom schließt mit den Worten: The University desired to acknowledge that all lovers of Shakespeare are under great obligations to you.

Auch die Poesie brachte eine liebliche Spende zu Schm.'s Ehren. Der nicht nur in seiner Muttersprache vielgewandte Felix Dahn widmete ihm folgende Zeilen:

The spirit of great William spake to me:
 „My messenger and Herald thou shalt be!
 Go to the man, who of you German all
 Did of my language every whispered call
 Most deeply feel, most clearly understand:
 I greet him, tell him, from Olympian land.
 He did not lose the labour of his love
 Who to interpret all my beauty strove.
 Measure for measure I am wont to give,
 Immortal with myself his name shall live.“

Schm. antwortete darauf:

Stimmt deine Feier auch zu jedem Klang,
 An deutschen Sängern ziemt ein deutscher Dank!
 Daß du mit Geistern, die ich still verehrt,
 Von Angesicht zu Angesicht verkehrt,

Ich wußt' es wohl, und daß sie grade dich
 Zum Herold wählten, nimmer wundert's mich.
 Doch volle Wahrheit ziemt dem Götterboten;
 Wohl anders war das Wort des großen Toten;
 Er sprach vermuthlich: „Sieh im Schweiß den Armen;
 Wär' ich ein Stein, es müßte mich erbarmen.
 An meinem Bild, von Zeitenstaub beschmutzt,
 Hat er gewischt, sich müd' und matt gepußt —
 Nun liegt er da und kann nicht von der Stelle.
 Auf, spend' ihm einen Trank aus unsrer Quelle!
 Ein Tropfen schon, von dir und mir geweiht,
 Wieg' ihn in Träume der Vergangenheit;
 Und all sein schwer Gerät, dort auf den Brettern fest,
 Ein Hauch aus deinem Mund trag' es nach Ost und West.“

Hier mag auch ein wunderliches Spiel des Zufalls erwähnt werden. Eine Nichte von Schm. war 1885 mit einer befreundeten Familie zur Sommerfrische auf der schottischen Insel Arran. Dort wanderte sie täglich mit Malkasten und Staffelei hinaus, um Studien nach der Natur zu machen. Eines Tages tritt ein junger Herr höflich zu ihr heran, nennt seinen Namen und seine Heimat, die Insel Ceylon, und bittet um die Erlaubnis, ihrer Arbeit zusehn zu dürfen, da er für die Malerei großes Interesse habe. Er sagte: You are not from here? Sie antwortete: „Ich bin eine Deutsche und heiße Schmidt.“ Zu ihrer Verwunderung buchstabierte er den Namen ganz richtig mit dt (im Englischen heißt der entsprechende Name bekanntlich Smith), so daß sie fragte: „Woher kennen sie den Namen?“ „Nun, erwiderte er, der Name, den ich in der Gelehrtenwelt am meisten verehere, Dr. Alexander Schmidt in Königsberg, schreibt sich so.“ Sie wurde ganz rot vor Freude und rief aus: „Das ist ja mein Onkel!“ Das Gespräch wurde nun lebhafter. Er erzählte, daß ihres Onkels Lexikon in Cambridge, wo er studiere, als Preis für Fleiß und Strebbarkeit erwählt werde, und er sei überzeugt, daß kein Engländer im stande gewesen wäre, ein solches Werk zu schreiben. — —

Schon bevor Schm.'s Sammlungen für das Lexikon vollständig vorlagen, hatte er bei der Bearbeitung der Sch.-Uebersetzung Gelegenheit, sich von der Ergiebigkeit seines Unternehmens zu überzeugen. So manche Richtigstellung der neuen deutschen Sch.-Uebersetzung beruht auf Vergleichung der Stellen, in welcher ein bisher

dunkles oder falsch erklärtes Wort vorkommt. Noch reicher wurde natürlich die Ernte, als er sich des fertigen Lexikons bedienen konnte. Davon zeugen fast auf jeder Seite seine Ausgaben von Coriolanus 1878, King Lear 1879, Julius Caesar 1882. Auch die 4 textkritischen Aufsätze*) zogen Nutzen davon. In diesen wird Delius' Aufstellung, daß die Folioausgabe der Dramen den Quartos vorzuziehen, bestätigt und scharfsinnig präzisiert. Mehr oder weniger stützt sich die Vertheidigung der Hypothese auf das Arsenal, welches im Lexikon bereit stand. — William Aldis Wright, einer der angesehensten Sh.-Forscher, sagt am Schlusse der Vorrede zu seiner Ausgabe von As you like it: „Das Lexikon bezeichnet den Markstein einer neuen Ära in der Sh.-Literatur. Die Dienste, die es mir selbst geleistet, sind zu zahlreich, um sie aufzuzählen, denn ich habe es beständig und immer mit Erfolg gebraucht. Es ist ein Buch, das jeder ernste Sh.-Freund zur Hand haben sollte.“

Für wohlverdientes Lob war Schm. überhaupt nicht unempfänglich, aber die größte Freude hat er doch an der ausführlichen Besprechung seiner Arbeiten von Michael Bernays gehabt, welche 1884 in dem Aufsatz „Zum Studium des deutschen und englischen Sh.'s“ (Beilagen zur Münchener Ztg. Nr. 307, 308, 309) erschien. Wenn es schon an sich erfreulich ist laudari a laudato, was in diesem Falle besonders hoch anzuschlagen war, so trat der bedeutende Gelehrte und fein empfindende Verehrer Sh.'s mit seinem Urteil erst 10 Jahre nach Erscheinen des Lexikons hervor, nachdem er, wie es in einer Zuschrift an Schm. heißt, sich ganz darin eingelebt. Wir übergehen, was B. in dem durchweg vorzüglichen und überall von der größten Hochachtung für Schm. durchzogenen Aufsatz über die „Sacherklärenden Anmerkungen“ und Schm.'s Mitwirkung an der Sh.-Uebersetzung sagt, geben dagegen einen Teil desjenigen wieder, was sich auf das Lexikon bezieht. Das Werden eines solchen Wertes und die Aufdeckung der Motive, welche die Anordnung desselben leiteten, kann wohl in der meister-

*) Zur Shakespearschen Textkritik (Jahrbuch der Sh.-Gesellschaft III). Zur Textkritik des King Lear 1879 (vollständig in der Auglia III). Die ältesten Ausgaben des Sommernachtsstraums 1881. (Programm). Quartos und Folio von Richard III (Jahrbuch der Sh.-Gesellschaft XV).

haft klaren Darstellung von B. auch dem Nichtphilologen Interesse abgewinnen.

„In den Jahren 1874 und 1875 empfangen wir die beiden gewichtigen Bände des Schm.'schen Wörterbuchs. Sie dürfen als ein Denkmal jenes Fleißes gelten, dem man das ehrende Beiwort des deutschen zu geben pflegt; sie bilden ein Schatzhaus der Sch.'schen Sprache, das offen steht für jeden, der sich die Mittel zum wissenschaftlichen Verständnis des Dichters erwerben will.“

„Freilich waren für das Studium Sch.'s schon seit langer Zeit lexikalische Hilfsmittel in Bereitschaft, aber der Bedeutung unbeschadet, die diesen Arbeiten zukommt, darf man doch nicht übersehn, was ihnen fehlte und fehlen mußte. Ihnen fehlte die erschöpfende Vollständigkeit, die hier schlechterdings erfordert wird, wenn sowohl der Lexikograph selbst, wie diejenigen, die sich Rats bei ihm erholen, vor Irrtum und Unsicherheit bewahrt werden sollen.“ — —

„Schm.'s Lexikon empfiehlt sich uns durch unbedingte Vollständigkeit vor allen früheren Werken, die ähnlichen Zwecken dienen. Die lyrischen und epischen Dichtungen sind hier ebenso gründlich ausgebeutet wie die als Sch.'s Eigentum anerkannten 36 Dramen, denen der Perikles sich beigesellt. Jedes Wort und jedes Wörtchen hat hier die gleiche Beachtung gefunden. Ja das Verbum wird in allen Formen und Flexionen vorgeführt, in denen es der Dichter auftreten läßt.“ —

„Zweck und Anlage des ganzen Werks bedingen, daß es seinen Schwerpunkt in der sprachlichen Erklärung finde. Hier vornehmlich war es geboten, eine allseitig genügende Vollständigkeit anzustreben. Alle Bedeutungen, in denen der Dichter ein Wort anwendet oder die er ihm aufsprägt, werden in wohlgeordneter Reihe vorgeführt und gesondert; mit der gleichen Sorgfalt werden die Verbindungen dargelegt, die ein Wort mit anderen Wörtern eingeht, sowie alle Beziehungen, in die es zu bestimmten Redeformen tritt, unter deren Einflusse der ursprüngliche Begriff eine mehr oder minder entschiedene Wandlung erfährt. Dem Lexikographen muß es ferner angelegen sein, einen jeden umfassenderen Artikel dergestalt zu ordnen, daß die Uebergänge deutlich werden, die von einer Begriffsbestimmung zur anderen leiten. Anschaulich müssen wir erkennen, wie aus dem ersten einfachen Begriff die ferneren

Bedeutungen sich abzweigen. So wird das Leben der Wörter vor uns ausgebreitet, wie es innerhalb der Grenzen der Schönen Werke sich vielgestaltig entfaltet. Dieses also begrenzte Leben mögen wir vergleichen mit jenem weiten und freien, zu welchem das Wort im unbegrenzten Gesamtgebiete der Sprache gelangt ist. Dann lernen wir an der Fülle bestimmter Beispiele, wie der Dichter in und mit der Sprache schaltet, wie weit er sie beherrscht und wo diese ausgedehnte Herrschaft ihre notwendige Grenze findet. Wir erfahren, ob der Dichter das einzelne Wort anwendet, so wie es von der Sprache ihm dargeboten wird, oder aber die Bedeutung vertieft, es mit einem reicheren Gehalt ausgestattet und einer vielseitigeren Anwendung fähig gemacht hat. Das eigentümliche Sprachvermögen, die schaffende Sprachkraft des Dichters offenbart sich nicht nur da, wo er durch das Ungewöhnliche uns überrascht, durch das Neue und Seltsame unser Staunen erweckt. Manchmal können gerade die alltäglichen Wörter, die dem redenden Menschen als ein fortwährend benutztes Gemeingut gelten, uns jenes Verhältnis des Autors zum Sprachgeiste am einleuchtendsten darstellen. Wie ergiebig wird in diesem Sinne die Uebersicht der bekanntesten Verben, der Präpositionen und Artikel! Wer dieses Lexikon in wahrhaft wissenschaftlichem Sinne nutzen will, darf nicht veräumen, eben den unscheinbarsten Wörtchen, wie *by, to, the, an* oder *to beat, to make, to do, to take*, eindringende Aufmerksamkeit zuzuwenden.“

„Wie gründlich aber auch die Erklärung alle Bedeutungen erschöpft, es würde ihr an überzeugender Kraft gebrechen, wenn sie nicht überall auf reichlich mitgeteilte Beispiele sich stützte. Und zwar genügt es nicht, auf die Stellen zu verweisen, welche die gegebene Erklärung bestätigen sollen; sie selbst müssen in unverkürztem Wortlaut vorgelegt werden. Vollkommen beglaubigt wird das Citat aber erst durch genaue Angabe des Orts, wo der prüfende Leser es auffinden und, damit es seine richtige Beleuchtung erhalte, es in den Zusammenhang der Dichterrede wieder einfügen kann. Alexander Schm. hat nicht genug daran, jeden Artikel seines Lexikon mit den erforderlichen Belegen zu versehen. Er begleitet jedes Wort mit einer lückenlosen Sammlung aller Belegstellen, die durch den ganzen Umfang der Werke des Dichters verstreut sind. So wird uns nicht nur der gesamte Sprachschatz überliefert:

wir lernen auch schon bei der ersten flüchtigen Betrachtung, welche Stücke dieses köstlichen Vorrats Sch. am liebsten benutzt; diese unterscheiden wir ohne weiteres von solchen, die er seltener zum Gebrauche heranzieht; und wenn sich bei Wörtern wie *coagulation*, *divinoness*, *palmy*, nur eine einzige Belegstelle findet, so können wir auch sicher sein, daß er in der That auch nur ein einziges Mal nach jenen Ausdrücken gegriffen.“ —

Die unbedingte und lebhafteste Anerkennung, welche Bernays dem großen Werke zollte, war der schönste Ehrenkranz, der Sch. zu teil werden konnte. Zwar that er seiner Gewohnheit nach nichts dazu, auf die glänzende Würdigung aufmerksam zu machen, aber wenn einer seiner Freunde, der zufällig von ihr erfahren, sie gegen ihn erwähnte, so leuchtete doch sein Auge von Freude hell auf. Seinen Dank an B. sprach er in einem Briefe aus, der von K. Lenzner in der *Auglia* mitgeteilt ist. Auffallen mag folgende Stelle darin: „Sie haben den Plan des Ganzen so klar und mit solchem Verständnis dargelegt, daß ich es selbst nicht hätte so gut machen können. In manchen Punkten, wo mich gemissermaßen nur der Instinkt leitete, bin ich erst durch Sie über meine eigenen Absichten ins Klare gekommen.“ — —

Seitdem Sch. ein Sechziger geworden, ging es mit seiner Gesundheit merklich abwärts. An Schlaflosigkeit hatte er schon lange gelitten, jetzt traten bisweilen Schwindelanfälle ein, und es wurde ein Herzfehler konstatiert. Er, früher ein rüstiger Fußwanderer, mußte seine Spaziergänge mehr und mehr einschränken. Doch seine geistige Kraft blieb ebenso rege, wie sie bis dahin gewesen, und das Maß seiner Arbeitszeit ließ er sich nicht verkürzen, er sagte noch immer: „Meine größte Freude ist die Arbeit.“ Nur hielt er es Michael 1885 für angezeigt, seine Thätigkeit in der Schule nach 44 jähriger Dienstzeit aufzugeben und in den Ruhestand zu treten.

Er hatte wohl Grund sich ein längeres und gesundes Leben zu wünschen; er war als eine der ersten Autoritäten auf dem Felde der Sch.-Literatur anerkannt und stand in brieflichem Verkehr mit zahlreichen deutschen und englischen Genossen, welche ihm gern ihre neuen Arbeiten vorlegten und ihn um Urteil und Rat angingen. K. Lenzner nennt ihn seinen „väterlichen Freund“ und so wurde er auch wohl von den anderen jüngeren Gelehrten

dieses Kreises angesehen. R. Lenzner und Robert Boyle haben ihn mehrmals in Königsberg besucht. Mit W. Herzberg, der ihm sein „erster und liebster Freund“ war, hat er drei Jahrzehnte hindurch in einem zeitweise sehr lebhaften Briefwechsel gestanden, welcher in der ersten Zeit meistens persönliche Angelegenheiten betraf, bald aber auf Grund ihrer beiderseitigen warmen Liebe für Sh. zu einem wissenschaftlichen Bande zwischen ihnen wurde, das sich in unveränderter Weise bis zu H.'s Tode 1879 erhielt. Für ihn gewährte in Schm.'s letzten Jahren R. Boyle Ersatz, dem er und der ihm sehr zugethan war. Die 9 Briefe, welche B. von Schm. erhalten, nannte er nach dessen Tode seine „Schätze“, und mit welchem Interesse er an Schm.'s Persönlichkeit hing, spricht er in einer Brieffstelle nach einem kurz vorher gemachten Besuche aus: „I hardly take up your Lexicon without seeing the little wood in the valley on the Hufen (Luisenwahl) and your kind face beaming on me, as it did when you spoke of some favourite passage in Shakespeare.“

1884 erhielt Schm. von seinem Verleger die Nachricht, daß die erste Auflage des Lexikons vergriffen sei. Dies freute ihn auch darum, weil ihm eine neue Auflage Gelegenheit gab, die nicht unbedeutende Zahl der Druckfehler und anderen Versehen in der ersten auszumergen. Er schrieb: „Ich habe es mir zur Aufgabe gemacht, eine absolut fehlerfreie Ausgabe herzustellen und demgemäß das Werk Zeile für Zeile durchzugehen und sie auf ihre Richtigkeit zu prüfen.“ Man kann sich denken, wieviel Geduld und unablässig gespannte Aufmerksamkeit die Berichtigung eines fast 1500 doppelspaltige enggedruckte Seiten zählenden Buches nötig machte. Und was die Arbeit sehr erschwerte, schon die erste Auflage war stereotypiert worden, so daß die Korrekturen genau denselben größeren oder kleineren Raum einnehmen mußten wie vorher die Fehler.

Die Krankheit wurde unterdessen immer ernster. Von Zeit zu Zeit hatte er heftige Anfälle von Asthma und seitdem erlahmte seine Arbeitskraft. 1886 schrieb er an Boyle: „Was meine Beschäftigung betrifft, so ist sie jetzt wesentlich epikureischer Art. Ich lese viel, aber das wenigste zu bestimmten Aufgaben, sondern zu einfachem Genuß. So seit circa 40 Jahren wieder den Homer, und mit höchstem Entzücken.“ Aber er fügt hinzu: „Vielleicht fällt auch auf diesem Wege etwas für Sh. ab.“ Schade, daß er ver-

hindert wurde, dieser Intention eines Vergleichs zwischen Homer und Sh. nachzugehen; die Aufgabe ist offenbar eine hoch interessante und hätte, mit Schm.'s Gründlichkeit und Geist behandelt, wohl dankenswerte Resultate geliefert.

Er setzte noch einige Hoffnung auf einen Sommeraufenthalt in der Schweiz, aber dort und nach seiner Heimkehr zuhause verschlimmerte sich nur noch sein Zustand. Der letzte Weg über die Straße, von seinem Arzte nur mit Bedenken zugegeben, war der zum Lokale für die Reichstagswahl, um seine Stimme für das umstrittene Septennat abzugeben.

In seiner schlimmsten Leidenszeit richtete er sich noch an heiterer Musik auf. Er war immer in Erwartung der schrecklichen Herzkrämpfe; sprechen, lesen, alles sollte und konnte er nicht. Aber wenn er so trübe war und die Töchter etwas von seinen Lieblingskomponisten Haydn oder Mozart spielten, klärte sich sein Gesicht auf, allmählich trommelte er mit den Fingern, stand schließlich auf und summt heiter mit. Seine Liebenswürdigkeit, sein reger Geist, sogar sein Humor blieben ihm fast bis zum letzten Hauche, und rührend dankbar war er für alle Dienste, die ihm in seiner Krankheit erwiesen wurden. Dem Tode sah er ruhig und gefaßt entgegen; er war fest überzeugt, daß der Tod kein Abschluß des geistigen Lebens sei, daß es ein Leben im Jenseits gebe.

In seiner letzten Sommerwohnung auf den Hüfen erfreute er sich noch innig an dem Erwachen der Natur, dem Gesange der Vögel, überhaupt an allem Schönen und Guten. Endlich am 27. Juni 1887 wurde er durch den Tod von seinen schweren Leiden erlöst. In den letzten Phantasieen sah er beständig seine „Jungen“ um sich, sprach ihnen in seiner milden Weise zu und ermahnte sie, recht aufmerksam zu sein. — Seine sterbliche Hülle ruht auf dem löbenichtischen Kirchhof, wo ihm als letzter Tribut der Dankbarkeit seiner Schüler ein würdiges Denkmal errichtet ist. Sein vortrefflich gelungenes Bild auf demselben — eine Arbeit von Professor Friedrich Reusch — wird sie wohlthuend an den freundlichen Lehrer und Leiter ihrer Jugend erinnern.

Voltaire's Verdienste um die Einführung Shakspeares in Frankreich.

In der reichhaltigen Schrift von Albert Lacroix: *Histoire de l'influence de Shakspeare sur le théâtre français* (Brüssel 1856) hat das Verdienst Voltaires um die Einführung Shakspeares in Frankreich eine sehr eingehende Behandlung erfahren. Wenn der Verfasser der nachfolgenden Blätter sich dennoch nicht scheut, diese Frage nochmals zur Sprache zu bringen, so braucht er kaum vor- auszusprechen, daß es sich dabei nicht blos um eine Ergänzung und Berichtigung unwesentlicher Thatfachen handelt, sondern um eine grundverschiedene Auffassung des ganzen Verhältnisses. Die vorurtheilsloseste Prüfung des Thatbestandes hat ihn dazu geführt, das von Lacroix behauptete Verdienst Voltaires so gut wie ganz in Frage zu stellen. Auf einen Irrtum der Lacroix'schen Darstellung hat schon Hettner aufmerksam gemacht (*Gesch. d. franz. Lit. im 18. Jahrh.* S. 219): die Unterscheidung von zwei Perioden in Voltaires Stellung zu Shakspeare, — einer Periode der freudigen Anerkennung, wo er sich bemüht haben soll, seine Landsleute mit dem englischen Dichter bekannt zu machen, und einer Reaction, in welcher er, von der einbrechenden naturalistischen Regellofigkeit des Dramas erschreckt, mit seiner eigenen Vergangenheit brach und sein Ansehn einsetzte, dem Einfluß Shakspeares entgegenzuwirken. Lacroix bezeichnet das Jahr 1760 oder noch genauer die Schrift von Jerome Garré über das englische Theater (1761) als den Wendepunkt in Voltaires Anschauungsweise. Richtig bemerkt dagegen Hettner, daß das ästhetische Urtheil Voltaires über Shakspeare von Anfang bis zuletzt wesentlich dasselbe geblieben, und daß er weder in der ersten Zeit uneingeschränktes Lob für ihn

gehabt habe, noch in der späteren uneingeschränkten Tadel; daß er sich in keinem Augenblick fähig gezeigt, Shakespeares Größe zu begreifen.

Nichtsdestoweniger ist — wenn auch keine Aenderung der Ansicht, so doch eine verschiedene Stimmung in Bezug auf Shakespeare bei Voltaire sehr bemerklich, zu welcher der Verfasser d. den Schlüssel gefunden zu haben glaubt, und zwar nicht erst im J. 1760, sondern bereits im J. 1735. Rein persönliche Gründe bereiteten damals eine literarische Parteistellung vor, für welche Lacroix vergebens einen tieferen Gehalt zu gewinnen sucht. Die historische Darlegung eines Verhältnisses, welches sich fast durch Voltaire's ganze schriftstellerische Laufbahn zieht und ihn gerade am Anfange und Ende derselben am lebhaftesten beschäftigte, kann vielleicht zur Feststellung des Urtheils über einen Mann beitragen, der noch bei Feltner bald unwahr (S. 139), bald erfüllt heißt von ernstem, rücksichtslosem Wahrheitseifer (197); bald ängstlich und abhängig von jedem Windhauch der öffentlichen Meinung, bald der Mann der rasch entschlossenen That (157). Auf keinem andern Wege wird ein solches Resultat sicher zu erreichen sein als durch die einfachste Zusammenstellung der Thatfachen, wie sie in Voltaire's eigenen Schriften vorliegen.

Die Anführungen sind nach der Gouthaischen Ausgabe in 70 Bänden, 1784—89.

Die französische Literatur hatte in ihrer sogenannten klassischen Periode keine Beziehungen zur englischen. Corneille, Racine und Boileau kannten wahrscheinlich nicht einmal den Namen Shakespeares und Miltons; keiner von ihnen hielt es der Mühe wert, die englische Sprache zu erlernen. Bezeichnend für das Verhältniß der beiden Nationen in jener Zeit ist es, daß der Franzose St. Evremond, welcher 42 Jahre als Verbannter in London lebte, es niemals dahin brachte, drei englische Worte im Zusammenhange zu sprechen, während der landesflüchtige Engländer Hamilton ein Französisch sprach und schrieb, das von keinem Eingebornen übertroffen wurde*). In der That gab es für die Franzosen auch

*) Noch 1727 schrieb Voltaire (49, 11), daß ein französischer Gesandter in London selten englisch verstehe; 1733 (56, 185) Comment! M. de Caumont

keine Aufforderung zum Studium der englischen Literatur. Ein allgemeines Interesse für jede, auch die unvollkommenste Kulturform existirte noch nicht; fremder Muster glaubte man entbehren zu können, da man sich auf der Höhe menschlicher Kunst und Wissenschaft wähnte und auch die Alten, von deren Beispiel man ausgegangen war, weit hinter sich gelassen zu haben meinte; und am wenigsten waren die politischen Verhältnisse der Art, daß man eine Nötigung empfunden hätte, sich um das geistige Leben Englands zu bekümmern. Eine achtungsgebietende Stellung nach außen scheint für Nationen eine wesentliche Bedingung auch zu literarischer Geltung; England aber zeigte sich in dem Jahrhundert, in welchem sich Frankreichs Literaturblüte entfaltete, nicht nur politisch ohnmächtig, sondern es galt unter den letzten Stuarts geradezu für einen französischen Vasallenstaat. Als Wilhelm III. dies unwürdige Verhältniß aufhob und er und seine Nachfolger ihre glänzendsten Siege über französische Waffen davontrugen, nahmen die Dinge sofort eine andere Gestalt an. Man begann sich um die Literatur des Feindes zu bekümmern, während man die des Freundes nicht der Beachtung werth gehalten hatte, und schon am Ende des 17. Jahrhunderts begegnen wir Nachahmungen englischer Dramen, zunächst freilich nur aus der Periode der Restauration. Wer der erste Franzose gewesen, der seinen Landsleuten von Shakespeare gesprochen habe, ob Destouches oder Montesquieu oder Voltaire, darüber haben die Literaturhistoriker nicht bestimmt entscheiden wollen; Voltaire hat dies Verdienst wiederholt und nachdrücklich für sich in Anspruch genommen, und wol nicht ganz mit Unrecht, denn eine briefliche Erwähnung des Namens Shakespeare bei Montesquieu kann unmöglich für eine Einführung des Dichters in das französische Publikum gelten; und Destouches scheint in London Shakespearesche Stücke gesehen zu haben, ohne nach ihrem Verfasser zu fragen. Der eine kannte vor Voltaire den Namen ohne die Werke, der andre einzelne Werke ohne den Namen.

Voltaire, bereits durch drei Tragödien, Oedipus, Artemire und Mariamne, als nicht unwürdiger Nachfolger Corneilles und Ra-

sait aussi l'anglais! Vous devriez bien l'apprendre. Ja, noch 1762 meldet d'Alembert an B. (69, 208), daß niemand in der fr. Academie Shakespeare im Original gelesen habe.

cines rühmlichst bekannt, brachte etwa zwei Jahre (1726—28) als Verbannter in England zu*). Er hielt sich und galt seitdem für einen besonderen Kenner englischer Zustände, sprach gern und mit aufrichtiger Bewunderung von den dortigen öffentlichen Einrichtungen, trug seine englische Sprachkenntnis mit der Ostentation eines Dilettanten zur Schau**), und erzählte wol gar, wie er sich nach seiner Rückkehr so vollständig anglisirt gefühlt habe, daß ihm beim Französischschreiben die Worte nicht mehr wie sonst zuströmen wollten***). Jedenfalls war sein Londoner Aufenthalt für ihn, und durch ihn für die französische Literatur von ungemeiner Wichtigkeit. Die Bekanntschaft mit Newton, Locke und den englischen Deisten entschied seinen Lebensberuf; er fand hier einen unermesslichen, für Frankreich noch neuen Gedankenstoff, dem er ein Talent der Form entgegenbrachte, wie es vielleicht kein zweites gegeben; durch seine Gabe der populären Darstellung, seinen Wiß, seine unermüdlche Schlagfertigkeit und seine Unerbrossenheit im Wiederholen des hundertmal Gesagten, wurden Ansichten, welche in dem Lande der Oeffentlichkeit und der freien Debatte fast spurlos vorübergingen, in dem Lande der Preßverfolgungen und der Galasschen Proceffe zum Gemeingut der denkenden Bevölkerung. Doch diese Seite seiner Thätigkeit liegt außerhalb unsrer Aufgabe. Wir suchen nur die Antwort auf die Frage, wie weit seine Fähigkeit und sein guter Wille gegangen, den Charakter des englischen Dramas zu verstehen, insofern Shakespeare denselben repräsentirte, und

*) Es ist von geringer Erheblichkeit, mag aber doch nicht unerwähnt bleiben, daß die Literaturgeschichten — ich weiß nicht, auf welche Autorität hin — ihn drei Jahre, bis 1729, in England bleiben lassen. Er selbst spricht stets von deux ans oder près de deux ans (z. B. 56, 193), und giebt in seiner Selbstbiographie ausdrücklich 1728 als das Jahr seiner Rückkehr an (48, 97). Die Daten seiner — sehr spärlichen — Londoner Briefe machen die Sache ganz unzweifelhaft.

**) Seine Briefe spickte er gern mit englischen Phrasen; so 15, 50: Je ne sortirai que ce jour-là, et je serai à midi au parterre. I love you with all my heart. 15, 190: Farewell, great and amiable man etc. 57, 276: Je serais fort aise d'avoir votre avis sur ce que je dis de Milton. You learn English, for aught I know. Go on; your lot is to be eloquent in every language, and master of every science; I love, I esteem you, I am yours for ever. Je vous ai écrit en faveur d'un jeune homme etc.; und unzählig oft.

***) 1, 296.

ob er auf das Verdienst, Shakespeare in Frankreich eingeführt und eine Reform des Dramas unternommen zu haben, begründeten Anspruch machen kann.

Für gewisse Mängel der französischen Bühne war er nicht blind. „Bei allen Schönheiten, sagt er^{*)}, litt unsere Bühne an einem verborgenen Fehler, den man nicht gewahr wurde, weil das Publikum von selbst nicht deutlichere Begriffe haben konnte als die Meister der Kunst. Dieser Fehler wurde erst von St. Evremond hervorgehoben; er bemerkt, daß unsre Stücke keinen hinlänglich starken Eindruck machen; statt des Mitleids erregten sie höchstens eine sanfte Rührung (*de la tendresse*); die Bewegung verrete die Stelle des Ergriffenseins (*saisissement*), die Bewunderung die des Entsetzens; es fehle unsern Empfindungen an der rechten Tiefe. Man muß gestehn, daß St. Evremond den Finger auf die geheime Wunde des französischen Theaters gelegt hat. Es hat uns fast immer am gehörigen Grade Wärme gefehlt, alles Uebrige hatten wir.“ Diese Stelle hat schon Lessing in seiner Dramaturgie mit dem Zusatz angeführt, daß an allem Uebrigen nichts gelegen sei, wenn die Tragödie ihre eigentliche Absicht verfehle, die Erweckung des Mitleids. Den Hauptgrund jener Wirkungslosigkeit berührt Voltaire in seiner weiteren Auseinandersetzung nicht. Er nennt den *esprit de galanterie*, die Neigung zu *conversations*, die *mesquinerie* der Theatergebäude u. s. w., nicht aber — was an Allem Schuld war — die völlige Trennung der Literatur vom Leben, ihre Entfremdung von allen nationalen Interessen, von den Erinnerungen der eigenen Vergangenheit, von allen heimathlichen Anschauungen und Empfindungen, die ausschließliche literarische und pädagogische Geltung des klassischen Alterthums, welche noch überall, wo sie in dem Maße Platz griff, zum Kultus der bloßen Form, zur Austrocknung der eigentlichen Lebensquellen der Poesie geführt hat. Diese Richtung lag überhaupt in der Zeit und beherrschte Deutschland und das nachshakespeare'sche England nicht minder als Frankreich; in letzterem Lande that ihr aber mehr als irgendwo die staatliche Centralisation Vorschub.

^{*)} 47, 267. Daß bei der zunächst folgenden Zusammenstellung die Chronologie von untergeordneter Bedeutung schien, mag zum Ueberfluß bemerkt werden.

Das *L'état c'est moi* war ein Wort von unberechenbarer Tragweite: nicht nur der politische Organismus, auch das geistige Leben, die Literatur war zunächst nur für Ludwig XIV. da, die Tragödie für die Hofbühne von Versailles geschrieben. Ihr Ton und Styl mußte der poetisch zugestuzte Ton und Styl des Hofes sein, wo es schon ein großes Verdienst war, durch Inhalt und Ausdruck keinen Anstoß zu geben. Dem allmächtigen Fürsten, für den man dichtete, durfte man von keinem Volk, am wenigsten von einem französischen Volk sprechen, oder von Dingen, die die Menge ebenso gut und wohl noch mehr interessirten als ihn; Alles, was in ihren Herzen einen selbstständigen Nachhall gefunden hätte, „alles Große, wie la Bruyère sagte, war ein verschlossenes Gebiet, und dem Dichter blieb nichts übrig als sich mit Kleinigkeiten zu beschäftigen, denen er durch die Schönheit des Styls ein Ansehen gab“. Da war denn das neutrale Gebiet des Altertums willkommen, zu dessen lebendigerem Verständnis jede Brücke abgebrochen war und dessen Republikanismus sogar sich für Schule und Leben gleich harmlos erwies*). Moderne Stoffe wurden hin und wieder wol gewählt, kamen aber immer mehr aus der Mode und erschienen am Ende als unerlaubt. Dazu kam dann noch der Anreiz, mit den gefeierten Griechen auf ihrem eigenen Grund und Boden einen Wettkampf einzugehn, bei dem man selber den Preisrichter spielte und sich nach willkürlichen Satzungen den Sieg zuschreiben konnte, während man freilich in den Augen aller wahren Sachverständigen die vollständigste Niederlage erlitt.

Gelegentlich streift Voltaire an den Kern der Frage an. Das französische Drama sei arm an Handlung und großen Interessen, schreibt er 1735**), weil die Nation keine solche kenne. Er beneidet die Engländer, daß bei ihrem Theaterpublikum das Wort Vaterland denselben Applaus hervorrufe wie in Frankreich das Wort Liebe***). Doch solchen Aeußerungen

*) Als Casoffe 1698 Ottway's Venice preserved für die französische Bühne bearbeitete, mußte er aus Venedig Rom, aus Pierre Manlius, aus Priuli Valerius machen, u. s. f. Volt. 1, 301. Lacr. 9. Das Treffendste, was über diesen Gegenstand wol je gesagt ist, oder gesagt werden kann, steht in Rousseaus *Nouv. Héloïse* 2. Th. 17. Br.

**) 56, 311.

**) 2, 8.

wird man wenig Gewicht beilegen, wenn er an derselben Stelle hinzufügt, zur Zeit Corneilles sei das anders gewesen, damals seien die Gemüther erfüllt gewesen von den Kriegen der Fronde, und eben darum habe ein Dichter erstehen können wie Corneille.

In der Regel sind es nur Aeußerlichkeiten, worin er den Grund für die Kälte und Effectlosigkeit des französischen Dramas sucht. Er ist unerschöpflich in Klagen über den engen Bühnenraum, der es nicht gestattete, große Zurüstungen zu machen, Triumphzüge, Feierlichkeiten aller Art, kurz das zu veranstalten, was er unter dem Namen *appareil* begreift, und worin er den einzigen Vorzug des griechischen Theaters sieht*). Den meisten Verdruss machte ihm die üble Sitte, daß vornehme Zuschauer das Recht und die Gewohnheit hatten, zu beiden Seiten der Bühne auf eigens dazu bestimmten Sesseln Platz zu nehmen, wodurch sie den Spielraum oft dermaßen beengten, daß die Reifröcke der Phädræ und Denonen nur mit Mühe sich dazwischen bewegen konnten**). Den Grafen Lauraguais, welcher in Folge eines mehr lächerlichen als ärgerlichen Auftritts in der *Semiramis* diesen Mißbrauch in Paris endlich abstellte, preist er als den größten Wohlthäter der schönen Künste und des guten Geschmacks***). Das Uebel war allerdings arg, und nicht bloß wegen der Raumbeschränkung. Die Zuschauer auf der Bühne benahmen der Handlung alle Illusion, und was noch schlimmer war, sie wirkten höchst nachtheilig auf den dramatischen Stuhl. Denn da es meist jüngere Leute waren, die mit ganz andern Gedanken hinkamen als an die Aufführung, so konnte es nicht fehlen, daß sie manches sehr störende Zwischenspiel zum Besten gaben. Sie gaben überdies bei jeder unpassend erscheinenden Gebärde, bei jedem verfänglichen Wort das Signal zu Spott und Gelächter und trugen nicht wenig dazu bei, die Furcht vor der Lächerlichkeit, diese Todfeindin des Tragischen, zu krankhafter Reizbarkeit zu steigern†). Dem unglücklichen Dichter schwebten am Schreibtisch nicht nur die einschüchternden Gestalten Ludwigs XIV.

*) 3, 340. 4, 354. 9, 404. 15, 199.

***) 1, 300. 3, 340. 12, 177. 47, 269.

†) 8, 3.

†) 5, 85: Il est à croire que c'est cette crainte du ridicule, qui a presque toujours resserré la scène française dans le petit cercle des dialogues, des monologues et des récits.

und seiner Großen, sondern auch die petits maîtres der Bühne vor Augen, und er strich — gewiß nicht selten mit schweren Seufzern — Alles, worüber man in dieser profaischen Gesellschaft die Nase rümpfen konnte.

Wenn Voltaire auf Einzelnes zu sprechen kommt, was nach seiner Meinung gegen den herrschenden dramatischen Styl verstieß oder bei der Aufführung als unpassend erschienen war, so pflegt er sich in Ermangelung vernünftiger Gründe auf das specifisch-französische Zartgefühl (*délicatesse*), und im äußersten Nothfall auf das Herkommen, die Sitte (*usage*) zu berufen. „Unser Zartgefühl, schreibt er an Maffei bei Gelegenheit von dessen *Merope**), ist bis zum Uebermaß verfeinert; wir sind vielleicht verwöhnte Sybariten; wir können einmal den naiven idyllischen Ton nicht vertragen (*cet air naïf et rustique, ces détails de la vie champêtre*), den ihr vom griechischen Theater entlehnt habt. Man würde es, fürchte ich, bei uns nicht dulden, daß der junge Aegisth demjenigen, der ihn festnimmt, seinen Ring schenkt und sich hinterher wieder in Besitz desselben setzt. Ich würde es nicht wagen, einen Helden für einen Dieb halten zu lassen, wenn gleich die Lage, in der er sich befindet, den Irrtum rechtfertigt. Unsr Eitten würden uns hindern, den Mörder des Vatten und der Söhne *Meropes* um die Königin werben und letztere erwidern zu lassen: Warum habt ihr mir nicht vor Jahren von Liebe gesprochen, als der Reiz der Jugend noch mein Antlitz schmückte? Solche Redensarten sind in der Natur, aber unjer Parterre, bisweilen so nachsichtig, und dann wieder so zartfühlend, könnte sie zu zwanglos finden. Auf unserm Theater ist es auch unausführbar, daß *Merope* ihren Sohn an eine Säule binden läßt und zweimal mit Spieß und Beil auf ihn einrennt, während der Jüngling zweimal vor ihr flieht. Noch weniger würden unsre Eitten es erlauben, daß die Vertraute *Meropes* den jungen Aegisth be-redet, sich auf der Bühne schlafen zu legen, damit die Königin zum Herbeikommen Zeit gewinnt. All dergleichen, wie gesagt, ist sehr natürlich, aber Sie müssen es unsrer Nation schon zu gute halten, wenn sie die Natur nur mit gewissen Zügen der Kunst sehen will (*avec certains traits de l'art*). Dasselbe gilt von der

*) 3, 229.